A HISTORY OF GERMAN LITERATURE by Calvin Thomas, L.L.D., Professor of Germanic Languages and Literatures in Columbia University, New York, D. Appleton and Company, 1909.

In der Beurteilung eines Buches ist der Zweck, dem es in erster Linie dienen soll, ein nicht unwichtiger Massstab. Ueber diesen Punkt schweigt sich der Verfasser zwar aus, da er jedoch selbst akademischer Lehrer ist und überdies im Anhang eine Art wissenschaftlichen Apparat bringt, so liegt die Annahme nahe, dass sein Buch, wenn auch vielleicht nicht ausschliesslich, zum Gebrauch in den Schulen dieses Landes bestimmt ist.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet hat es ganz erhebliche Mängel; es sei denn, dass sich der Leser nur mit Professor Thomas' Auffassung bekannt machen wollte. Wer nicht bereits mit dem Gegenstande vertraut ist, dürfte aus dem hier besprochenen Buche kaum eine klare Vorstellung von der Geschichte der deutschen Literatur gewinnen. Dazu ist die Art der Darstellung und die Anordnung des Stoffes zu gleitend und verschwommen; die Hauptpunkte springen nicht genügend ins Auge, die Umrisse sind zu undeutlich.

Dann gereicht auch die ausserordentlich umfangreiche Kenntnis des englischen Wortschatzes, die Professor Thomas ohne Zweifel besitzt und gerne zur Schau trägt, dem Verständnis des Buches hin und wieder zum Nachteil; jedenfalls gilt dies, soweit der jugendliche Leser in Betracht kommt. Wörter wie *sutorial, cachinnatory, bouleversation, pococurantism,* u.s.w. sind ihm unbekannt, und die Gefahr liegt nahe, dass er einfach darüber hinweg liest. Selbst wenn er sie nachschlägt, so bleibt der betreffende Begriff wohl doch in Gestalt eines dem Leser bereits bekannten Synonyms oder in umschriebener, d. h. verschwommener Form haften. Eine für die grosse Mehrzahl der jugendlichen Leser wirklich wertvolle Bereicherung ihres Wortschatzes fände durch Aneignung solcher Wörter wohl kaum statt; in jedem Falle stören sie die augenblickliche, unmittelbare Erfassung des Gedankeninhalts in einer Weise, die durch etwaige, anderweitige Vorteile nicht im entferntesten aufgewogen wird. Das Buch ist sonst in einem fliessenden, flotten, geistreichen Stil geschrieben—mancher Ausspruch kommt allerdings der Geistreichelei bedenklich nahe—der Verfasser hat über alles und jedes seine eigne Meinung, mit Ausnahme vielleicht des 19. Jahrhunderts, wo er sich wiederholt auf die

allgemeingültigen Anschauungen beruft; er kennt nicht nur seinen Gegenstand, er steht hoch und stolz über demselben. So wird der Ton seines Buches oft geradezu geringschätzig. Wenn es gilt, seine überlegene Verachtung zum unzweideutigsten Ausdruck zu bringen, bedient sich Professor Thomas ohne Scheu der stärksten Mittel. Der arme Ulrich von Lichtenstein wird unbedenklich als *cracked gentleman* eingeschätzt.

Eine Einführung in die Literatur eines anderen Volkes erfordert vor allem ein liebevolles Eingehen auf den jeweiligen Standpunkt des betreffenden Dichters, ein Sicheinfühlen in die Anschauungsweise anderer Zeiten und Völker. Die den Werken anhaftenden Härten und Mängel sind nicht etwa zu verschweigen, wohl aber nach Möglichkeit aus den Zuständen einer vergangenen Kultur zu erklären. Und jede Schönheit ist besonders hervorzuheben, so weit dies Zeit und Raum irgend gestatten, selbst auf die Gefahr hin, dass sich der eine oder andere Leser bei näherer Bekanntschaft mit diesem oder jenem Werke etwas enttäuscht fühlen sollte. Von allem dem findet man in dem vorliegenden Buche nur sehr wenig. Der Verfasser scheint einen wahren Genuss darin zu finden, alle Schäden und Gebrechen schonungslos an den Pranger zu stellen, und zwar ohne jedes erklärende und versöhnende Wort. Er ist häufig mehr Ankläger als Anwalt, und überall legt er seinen eignen, höchst verständigen und korrekten Massstab an. Man darf mit gutem Gewissen versichern, dass sich niemand aus seinem Buche einen Begeisterungsrausch trinken wird. So verwerflich kritikloses Lob und leere Phrase, so notwendig sind aber dem Verfasser einer derartigen Schrift ein teilnehmendes, nicht nur intellektuelles Verständnis des geistigen Lebens vergangener Epochen und fremder Völker, die Fähigkeit aus sich selbst herauszugehen, die Welt und menschliche Schicksale mit den Augen anderer zu betrachten, sich in das Seelenleben anders gearteter Menschen zu versetzen.

Daran mangelt es in diesem Buche überall da, wo es sich um im weitesten Sinne des Wortes romantische Dichtungen handelt, die sich besonders an das Gefühl und die Phantasie wenden. Für Professor Thomas ist z.B. das Nibelungenlied im wesentlichen nur eine Schilderung schimpflichen Mordes und teuflisch boshafter Rache, in ästhetischer Beziehung durchaus ungenügend; die zu Grunde liegende sittliche Anschauung ist empörend und die Darstellung übertrieben. Statt den kulturgeschichtlichen Wert der Dichtung in Bezug auf das Ritterwesen hervorzuheben oder auch nur anzudeuten, wird gerügt, dass dieselbe nicht die für das gesamte Volk massgebenden Kulturmächte verkörpert.

Da der Verfasser nach dem Vorgang längst veralteter deutscher Kritiker die homerischen Dichtungen zum Vergleich heranzieht, ist die Frage wohl erlaubt, in wiefern die Ethik des Nibelungenliedes hinter den in ersteren zum Ausdruck gelangenden ethischen Anschauungen zurücksteht, besonders da bei Thomas der Vergleich zu Ungunsten des deutschen Epos ausfällt. Ist die Stellung der Frau bei Homer etwa höher als im Nibelungenliede, oder die Art und Weise wie Achilles noch über den Tod hinaus seine Rache an Hectors Leichnam auslässt etwa menschlicher als die rauhe Sitte der Nibelungenrecken? Das Verhältnis Siegfrieds zu Brunhild ist für die ethische Bewertung eigentlich wenig massgebend, da sich der Dichter hier mit einem durch die Ueberliefrung gegebenen Bestandteile abzufinden hatte. Aber Siegfried unterzieht sich seiner Aufgabe keineswegs, um seiner eignen Neigung zu dergleichen Abenteuern zu fröhnen, wie man nach Professor Thomas annehmen muss. Er rät Gunther im Gegenteil, von dem Abenteuer abzustehen, und nur die Aussicht auf diese Weise Kriemhild zu gewinnen, veranlasst ihn schliesslich zur Teilnahme, und nur um das Werk, für das er bereits seinen Lohn empfangen hat, nun auch zu Ende zu führen, überwältigt er Brunhild zum zweiten Mal. Die zwei Zeilen, in denen Kriemhild der Strafe für ihre Redseligkeit erwähnt, stellt der Verfasser natürlich in das rechte Licht; doch von den mehreren hundert Zeilen, in denen die geachtete nud einflussreiche Stellung der Frau geschildert wird, erwähnt er geflissentlich kein Wort.

Es ist die eherne Konsequenz Hagens, die ihn zur gewaltigsten Gestalt im Nibelungenliede macht. Sein gesamtes Tun und Handeln entspringt einer unwandelbaren, streng geschlossenen Weltanschauung, und in der furchtbaren Geschlossenheit seines Charakters liegt echte sittliche Grösse. Die Grundzüge seines Wesens sind Furchtlosigkeit und Treue; jedoch nicht Treue zu Brunhild, wie Thomas findet. Von einer solchen kann überhaupt nicht die Rede sein, oder wenigstens nur in sofern sie von seiner Treue zu Gunther unzertrennlich ist. Dazu kommt aber als weiteres Motiv seiner Tat Eifersucht auf Siegfried und das Verlangen nach dem Besitz des Nibelungenhorts.

Man vergleiche die folgenden Stellen:

'hort der Nibelunge beslozzen hât sîn hant.
hey, sold er kommen immer in der Burgónden lant!'
'Sîn gevolgte niemen, niwán daz Hágene
riet in allen zîten Gunthèr dem dégene,
ob Sîfrit niht enlebtę, sô wurde im untertân
vil der künege lande.'

Auch gegen Ende der Dichtung taucht der Nibelungenhort wieder auf; es sind dieses Anklänge an den Fluch, der ihm nach der nordischen Sage anhaftet.

Der Untergang der Burgunder geht nicht aus deren Mitschuld hervor, sondern er wird durch die unverbrüchliche Treue herbeigeführt, die der König und seine Brüder ihrem Lehnsmanne Hagen beweisen, ein Motiv, das doch wohl kaum dem Vorwurf sittlicher Verwerflichkeit ausgesetzt sein dürfte. Auch Kriemhilds Rache ist nicht lediglich als solche zu betrachten. In damaligen Zeiten machte die Obrigkeit im Falle eines Mordes nicht den Ankläger. Es war Sache des nächsten Angehörigen den Mörder zur Verantwortung zu ziehen. Konnte jener eine Sühne auf dem Rechtswege nicht erreichen, so war es seine sittliche Pflicht, diese auf andere Weise herbeizuführen; in der Wahl der Mittel war man allerdings dann ziemlich unbedenklich. In einem solchen Falle befindet sich Kriemhild; sie fordert nur das Leben Hagens, doch schreitet sie freilich über die Leichen ihrer Brüder hinweg, um es zu erreichen. Starres, unbeugsames Rechtsgefühl ist aber mindestens eine ebenso starke Triebfeder ihres Handelns, wie ihr Verlangen nach rein persönlicher Rache. Der nächste Angehörige konnte andererseits dem Schuldigen die Sühne erlassen. So z. B. in Tristan und Isolde. Man vergleiche:

'der künec sprach: "triuwen, disen rât
den lâze ich bältlîche an dich:
er gât dich mêre an danne mich.
Môrolt dîn bruoder der was dir
nâher gesippe danne mir.
hâstu'z umbe in varen lân,
wil dû, sô hân ouch ich ez getân".

Die damalige Auffassung geht aus dieser Stelle deutlich genug hervor. 'Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.' Die Königin Isolde verzichtet keineswegs aus Gründen der Menschlichkeit auf die ihr zustehende Sühne, sondern da sie die Heiligkeit ihres gegebenen Wortes höher stellt als ihr Recht auf Sühne. Hier erinnert man sich unwillkürlich an Rüdiger und den Zwiespalt, in den er durch ein gegebenes Versprechen und die Heiligkeit des Gastrechts gerät, ein Zwiespalt, an dem er zu Grunde geht, zu Grunde gehen muss. Warum geschieht der ergreifenden Schilderung von Rüdigers Seelenkampf bei Thomas keine Erwähnung? Oder ist Rüdigers Ethik etwa zu irrationell?

Noch ungünstiger fällt, wie leicht begreiflich, das Urteil über die höfischen Epen aus. Gleich am Eingang des betreffenden Kapitels stossen wir auf *the mounted knight with head full of sublime nonsense, fighting for an idea—something that*

was neither food nor raiment nor scrip—and the romantic adventurer Barbarossa. Welche Verirrung der menschlichen Natur, Gut und Blut an etwas zu wagen, was sich nie und nimmer in blanke Dollars umsetzen lässt! Die Besprechung von Tristan und Isolde ist gänzlich unzulänglich. Es ist unrichtig, dass in dieser Dichtung nichts ernsthaft genommen wird als sinnliche Liebe. Die ganze Verwicklung entsteht nur dadurch, dass Tristan seine Pflichten gegen König Marke als etwas Unanstasbares betrachtet. Für ihn existiert keine Möglichkeit, die Braut, die er Marke zuführen soll, einfach für sich in Anspruch zu nehmen. Seine Bewertung der äusserlichen Ehre, des guten Rufes, als notwendiger Lebensgüter ist eine derartig hohe, dass er, mit Isolde in die Verbannung verwiesen, nicht daran denkt, die Geliebte nach seinem Erblande zu führen, was doch die einfachste Lösung wäre. Tristans Auffassung stimmt zwar nicht mit der unsrigen überein, aber die Befriedigung seiner Leidenschaft ist durchaus nicht die einzige Richtschnur seines Handelns. Das Epos predigt auch nirgends das Recht der Leidenschaft, wohl aber stellt es die Fehltritte der Liebenden als ein trauriges Geschick hin, das aus den Umständen mit Notwendigkeit hervorgeht, welches innigstes Mitgefühl, nicht aber sittliche Entrüstung hervorrufen soll. Diese Auffassung ist vom rein menschlichen Standpunkte auch dann noch vollkommen verständlich, wenn man den Liebestrank aus dem ursächlichen Zusammenhange ausscheidet.

Wohl spricht der Dichter von geschlechtlichen Dingen ohne Scheu und Umschreibung, nie aber in frivolem Tone, auch findet man nirgends eine Schilderung üppiger Sinnenlust. Wer sich an der Sprache und Ethik Gottfrieds stösst, muss auch manches Kapitel der Bibel überschlagen. Die Mängel, die Professor Thomas an Tristan und Isolde aufdeckt, bezeugen nur die Engherzigkeit seines Standpunkts, und der Umstand, dass er die hohen Schönheiten der Dichtung mit absolutem Stillschweigen übergeht, lässt vermuten, dass er für dergleichen keine Empfänglichkeit besitzt.

Warum findet man z. B. auch nicht den entferntesten Hinweis auf die edle Selbstlosigkeit der Liebenden, die nicht das eigne Glück, sondern das des anderen zum Ziele ihres Strebens machen, die sogar das eigne Glück freiwillig aufopfern und vernichten, da der andere nicht daran teilnehmen kann, wie dies in der Episode von dem Hündchen Petitcriu zum Ausdruck kommt?—Doch das ist ja Unsinn! Solch ein Hündchen gibt es ja gar nicht, hat es auch nie gegeben. Wie kann man nur verständigen, gereiften Leuten mit einer derartigen Erfindung kommen?—Und zwei Menschen, die so gänzlich in einander aufgehen, die das grösste Glück ohne Zaudern von sich

weisen, da es nur einem von ihnen zuteil werden kann, sind einfach nicht normal.

Wie echt poetisch und rein ist nicht die Schilderung von Tristans und Isoldes Leben in der Minnegrotte, wie edel und ergreifend das Kapitel vom Scheiden und Meiden der Liebenden. Doch darüber verlautet kein Wort. Zum Ersatz wird der Unvollkommenheit des Gottesbegriffs eine ganze Seite gewidmet und Gottfrieds kritische Bemerkung als nahezu gotteslästerlich bezeichnet. Es ist übrigens nicht gerade wahrscheinlich, dass der Dichter dabei nur an die Missbräuche der Priesterschaft gedacht hat, denn gerade zu jener Zeit waren schwere, religiöse Zweifel weit verbreitet.

Wolframs Parzival, so sollte man meinen, muss aber doch Professor Thomas' Anforderungen genügen. Weit gefehlt! Hier ist Parzivals Unterlassungssünde, durch deren Folgen er in Schwermut und Verzweiflung gerät und den Glauben an Gott verliert, der Stein des Aergernisses, denn sie ist nur das Resultat eines rein äusserlichen Zufalls. Nein! Indem Parzival es unterlässt zu fragen lädt er schwere Schuld auf sich, da er seinem natürlichen sittlichen Empfinden zuwider handelt. Er ist vorübergehend auch einer von jenen, die mit einem unverrückbaren Massstabe an das Leben herantreten und es danach richten, die die von der Erfahrung und menschlichen Klugheit aufgestellten Regeln für ein unwandelbares Gesetz halten, und deren ganze Sittlichkeit darin besteht, dass sie ihren 'kleinen Katechismus' auswendig wissen, und alles verwerfen was nicht darin zu finden. Eine Handlung, die nur aus blinder Unterwürfigkeit unter ein Gesetz geschieht, wie hoch dieses auch stehen möge, hat jedenfalls nur geringen sittlichen Wert, und nur der handelt sittlich im eigentlichen Sinne, der sich über dieses Gesetz hinwegsetzt, wenn sein Gewissen, sein eignes sittliches Gefühl, ihm solches zur Pflicht machen. Das Wesen der Sittlichkeit ist immer und überall dasselbe, seine äussere Erscheinungsform, die jeweilig von der Gesellschaft vertretene Moral ist wandelbar. Die jetzt herrschenden ethischen Anschauungen werden ohne Zweifel künftigen Geschlechtern ebenso unvollkommen erscheinen, wie Professor Thomas die Ethik jener Dichtungen des Mittelalters; doch hoffentlich fällt das Urteil milder aus. Es ist wohl kaum nötig darauf hinzuweisen, dass ethische Bewertungen in einem ästhetischen Urteile überhaupt nicht am rechten Orte sind. Doch freilich wer will beweisen, dass der ästhetische Standpunkt in einer Literaturgeschichte massgebend sein sollte!

Da Zeit und Raum eine eingehende Erörterung sämtlicher abweichenden Urteile nicht gestatten, so muss in Folgendem ein einfacher Hinweis auf die Hauptpunkte genügen. Der

Ansicht, dass von Luthers Schriften nichts als seine Bibelübersetzung der Literatur im engeren Sinne des Wortes zuzuzählen sei, dürften wohl nur wenige beipflichten. Auch ist es ein Irrtum von den Problemen der Reformation einfach anzunehmen, dass— *all these are questions on which the modern mind can hardly fail to have an opinion.* Die meisten Leser haben keine Ahnung von denselben. Wer sich wirklich ein selbständiges und unparteiisches Urteil gebildet hat, sollte dasselbe seinen Lesern nicht unterschlagen, am wenigsten nachdem er diese Fragen einmal angeregt hat.

Die Kapitel, die sich mit der Literatur des 18. Jahrhunderts befassen, sind der beste Teil des Buches. Doch ist die Auffassung auch hier eine rein verstandesmässige. Die Persönlichkeit Goethes und Schillers kommt nicht genügend zur Geltung. Raummangel liesse sich hier kaum als Entschuldigungsgrund anführen, denn manches in einer blossen Einführung Unwichtige wird ohne ersichtlichen Grund mit grosser Breite behandelt, so z. B. die Vorgeschichte des Don Carlos. Manches schiefe Urteil läuft mit unter. Professor Thomas ficht gegen Windmühlen, wo er sich gegen die Legende wendet, dass der junge Schiller durch die strenge Zucht der Karlsschule zur Empörung getrieben worden sei. Es ist durchaus nicht die herrschende Anschauung, dass der leidenschaftliche Ausbruch des jungen Dichters ausschliesslich auf die äusseren Verhältnisse zurückzuführen sei, obschon jeder zugeben muss, dass durch die despotische Behandlung, unter der der Jüngling zu leiden hatte, Oel ins Feuer gegossen wurde. Posa wird, nebenbei bemerkt, nicht zum Verräter an seinem Volke und Vaterlande, sondern nur an dem Tyrannen, eine Handlungsweise, die ein Republikaner wie Thomas doch wohl mit edler Denkungsart vereinbar finden sollte. Die Ausführungen über Wallenstein sind durchaus ungenügend; in Bezug auf Wilhelm Tell ist daran zu erinnern, dass das Verhalten der Zuschauer nun und nimmer einen ästhetischen Wertmesser abgeben kann, und in diesem besonderen Falle nichts für oder gegen die Einheit und Geschlossenheit der Handlung des betreffenden Dramas beweist. Es gehört schon eine ausserordentliche Portion 'gesunder Menschenverstand' dazu, Tassos Geschick einfach als einen gezwungenen, durch die Uebergriffe eines Verliebten veranlassten Ortswechsel aufzufassen, und dem Drama objektive Tragik rundweg abzusprechen. Ertsens ist die Trennung an sich tragisch,—alle Tragik besteht eigentlich in Trennung und Verlust—und zweitens wird sie noch dadurch verschärft, dass sie gänzlich durch Tassos eigene Natur, und zwar durch an und für sich berechtigte Charaktereigenschaften veranlasst wird.

Nach dem bereits Gesagten ist es selbstverständlich, dass die Romantiker einfach als Vagabunden abgetan werden und dass gerade die Romantiker im engeren Sinne, mit ihrem ausserordentlichen Ideenreichtum am schlechtesten dabei wegkommen. Den philosophischen Gehalt ignoriert der Verfasser sowohl hier wie bei Schiller und Herder. Die Bedeutung der Schlegel'schen Shakespeareübersetzung für die Entwicklung des deutschen Dramas, der Umstand, dass durch die Brüder Schlegel die Meisterwerke der italienischen und spanischen Literatur dem deutschen Volke zuerst zugänglich gemacht wurden, die Verdienste der beiden Schlegel um die klassische, germanische, romanische und auch orientalische Philologie: alles das bleibt unerwähnt. Man wende nicht ein, das gehöre nicht in eine Literaturgeschichte. Wer eine Geschichte der deutschen Literatur schreibt, sollte es sich besonders angelegen sein lassen, die innigen Beziehungen der Literatur zu dem gesamten Geistesleben der Nation nachzuweisen. Eine andere Methode ist in der Tat fast unmöglich.

In den Kapiteln über dsa 19. Jahrhundert sieht es bunt aus; Auswahl und Anordnung scheinen mehr Zufall als Absicht. Es ist zwar manchmal nötig ein unbedeutendes Werk, einen schlechten Schriftsteller ausführlich zu besprechen. In solchen Fällen muss aber die Minderwertigkeit besonders scharf betont werden. Wo es nicht geschieht, ist der Leser vollkommen berechtigt den einem bestimmten Schriftsteller zugewiesenen Raum als ungefähren Massstab seiner relativen Bedeutung zu betrachten. Falls man nun dieses Verfahren in vorliegendem Falle anwendet, so ist man gehörig auf dem Holzwege, und ein anderer Wertmesser ist auch nicht vorhanden. Was für einen Begriff muss sich ein Anfänger machen, wenn er findet, dass Gerhart Hauptmann fast drittehalb, Sudermann dreiviertel Seiten eingeräumt sind, während Spielhagen sich mit ungefähr einer halben Seite begnügen muss, Conrad Ferdinand Meyer mit drei Zeilen, Anzengruber und Rosegger mit zusammen viertehalb Zeilen abgespeist werden, und Liliencron gar nicht erwähnt wird. Nietzsche und Schopenhauer werfen selbstredend einen weit grösseren Schatten als z. B. Kant, der überhaupt nur ein einziges Mal genannt wird, und Fichte. Natürlich spukt auch die blonde Bestie jenseits von Gut und Böse herum. Kurz, im 19. Jahrhundert hat der Verfasser seiner Rosinante die Zügel schiessen lassen und trabt auf gut Glück in dem Dichterwalde herum, arbeitet mit Schlagwörtern und *bons mots,* und sucht häufig Deckung hinter der landläufigen Anschauung. Das Buch schliesst bezeichnender Weise mit einer Art Prophezeiung.—Sudermanns Bestes wird weiter leben als

ein ziemlich getreues Abbild der gesellschaftlichen Zustände in Deutschland um die Wende des 19. Jahrhunderts.—Selbst wenn man ohne weiteres zugäbe, dass Sudermann getreu nach dem Leben gezeichnet habe, so bleibt zu erinnern, dass er sich mit einer Gesellschaftsklasse befasst, die nur in Berlin und einigen anderen grösseren Städten gedeiht, dass diese Klasse einen verschwindend kleinen Bruchteil der Bevölkerung jener Grossstädte ausmacht, und dass endlich Berlin, selbst in seiner Totalität, ebensowenig Deutschland ist, wie New York die nordamerikanische Union. So dürfte jene Weissagung wohl doch zuschanden werden, und das Land wird sich hoffentlich noch auf recht lange hinaus des verderblichen Einflusses erwehren, der ohne Zweifel von dorther ausgeht.

JOSEF WIEHR.

University of Illinois.

AN INTRODUCTION TO OLD FRENCH PHONOLOGY AND MORPHOLOGY by Frederick Bliss Luquiens, Assistant Professor of Spanish in the Sheffield Scientific School of Yale University, Yale University Press, 1909.

Through the appearance of Professor Grandgent's admirable *Outline of the Phonology and Morphology of Old Provençal* and his equally scholarly *Introduction to Vulgar Latin* we have been led to hope that an Old French Grammar of similar scope might follow. To be sure, the publication of such a book is not a crying need. Provençal and Popular Latin had not received separate treatment in easily accessible form before the appearance of Grandgent's treatises, but Grammars are not lacking for the study of Old French. Students of this subject are naturally familiar with Modern French, and if their reading knowledge of Modern German should be weak the absolute need of perfecting this knowledge for the successful pursuit of advanced studies is so evident that even a German Grammar is not looked upon as an insuperable obstacle. Teachers of this subject have thus been able to choose between Nyrop's clear and readable *Grammaire Historique de la Langue Française* and Schwan's *Grammatik des Altfranzösischen neu bearbeitet von* Behrens. It is not the intention here to institute a comparison between these two works. Either has merits which the other lacks. The writer has used them both and found the French work on the whole a little more acceptable, not because it is the better of the two, but because it is clear and readable. The German Grammar is more concise and ap-